

wurden, und Kätchen war in ihr neues Amt eingeführt. Ihre Unterrichtsmethode gefiel, und sie hatte bald die Freude, zu bemerken, daß die ihr anvertrauten Kinder sich ihr herzlich angeschlossen. So liebevoll und anhänglich die Kleinen waren, so toll und gemessen blieb das Verhältnis zwischen Frau von Hochfeld und Kätchen. Sie wurde zwar nicht wie ein gewöhnlicher Domestik, aber immerhin als eine Bürgerliche, als eine Niedrigstehende behandelt, die in der aristokratischen Sphäre nur geduldet wird.

So war es Frühling und Sommer geworden, und die Familie Hochfeld nach ihrem schon gelegenen Gute übergesiedelt. Hier wurden die äußeren Normen nicht so streng beachtet, man bewegte sich freier, ungezügelter und auch Kätchen durfte an einigen kleinen Ausflügen teilnehmen. Von den Damen der Umgebung, welche Frau von Hochfeld befreundet, der Gouvernante eine schöne blonde Frau auf, es war nicht der Seelenadel, welcher auf ihrer Stirn tronte, allein, was sie zu dieser Dame hinzog, sondern es war ihr, als ob sie früher mit dieser Dame in Verbindung gewesen. Kätchen sich aber nicht entziehen, wo und wann dies geschah.

Frau von Hochfeld verabredete mit ihren Bekannten, daß sie diesen Winter in der Residenz zubringen wolle, und versprochen sich vieles Anstehen. Kätchen sollte sie mit den Kindern dorthin begleiten. Diese aber erschrak nicht wenig über diesen Vorstoß; wie leicht konnte sie doch mit Hugo wieder zusammenstreffen, der sich ja auch in dem Kreise des hohen Adels bewegte. Sie mußte aber eine Begegnung mit ihm strengstens zu vermeiden suchen und wenn Frau von

Hochfeld darauf bestand, daß sie diese dahin begleite, lieber ihre Stellung aufgeben. Sie schied daher an ihre einzige noch lebende Schwester, welche sie seit dem Tode der Mutter vor der Hochzeit nicht mehr gesehen hatte, weil deren Gatte nach dem entgegengesetzten äußersten Ende des Landes verlegt war. Kätchen fragte bei ihr an, ob sie dort für einige Zeit Aufnahme finden würde. Als sie diesen Brief abgelesen, war sie ruhiger. Es kostete ihr wohl Ueberwindung, die Hilfe der Schwester in Anspruch nehmen zu müssen, aber sie mußte und wollte um jeden Preis einer Begegnung mit von Bergen aus dem Wege gehen.

Die Antwort des Briefes ließ lange auf sich warten; es war Herbst, und schon traf man Vorbereitungen zum Umzuge in die Residenz. Kätchen bestand sich mit ihren Göglingen im Schulzimmer, als endlich der lang ersehnte Brief ankam; dieser trug die festen Schriftzüge ihres Schwagers. Kätchen wollte sie den Brief zerbrechen, da kam ein Bedienter mit dem Befehle, die Gouvernante solle mit den Kindern im Salon erscheinen, um sie dem eben angekommenen Bruder der Frau von Hochfeld zu präsentieren. Sie steckte den Brief in die Tasche des Kleides und besaß sich, dem Befehle nachzukommen.

Als sie in den Salon trat und ihr die Mädchen der gnädigen Frau stehenden Herrn traf, fühlte sie, wie plötzlich alles Blut aus ihren Wangen wich, und dann wieder brennende Rote dieselben überlief. Sie griff nach einem in der Nähe stehenden Stuhl, um sich an diesem festzuhalten. Auch das Auge des Herrn war fest auf die Eintretende gerichtet und er beachtete

kaum den Jubel, womit die Kinder ihn begrüßten. Er trauete und indignierte sich, die Herrin bald ihren Bruder, bald die Gouvernante an.

Hugo von Bergen sagte sich zuerst:

„Sie, Frau Werner, habe ich am Allerwenigsten hier zu finden erwartet.“

„Ah, Du kennst meine Gouvernante, lieber Bruder? Und woher? Kann ich fragen darf?“ fragte Frau v. Hochfeld gedeut.

„Woher? Von der Residenz, wo auch Frau Werner wohnte. Ich kam oft in Berners Haus, war dort speziell sehr befreundet; schöne Zeiten das.“ sagte er, seinen Schnurrbart drehend. „Noch nichts von Herrn Gemahl gehört?“ sagte er, zu Kätchen gewandt, hinzu.

„Frau Werner ist Witwe.“ erklärte die Schwester.

Kätchen war noch immer seines Wortes mächtig, so sehr hatte der unerwartete Anblick Hugo's sie erschreckt.

„Ist es so, Kätchen?“ fragte dieser.

Hugo, Du vergißt Dich,“ tadelte Frau von Hochfeld mit strengem Blick. „Frau Werner, ich muß Sie bitten, sich auf Ihr Zimmer zu begeben.“ fügte sie in schneidendem Tone hinzu. Mit einer stummen Verbeugung wollte sich Kätchen entfernen.

„Sie haben noch keine Quittung von mir, Frau Werner. Ich war damals überaus reich, das Geld so plötzlich wieder zu bekommen, und glaubte, ein neuer Freund habe es Ihnen vorgeschrieben. Aber nun begreife ich, Sie haben den Rest Ihres früheren Eigentums verkauft.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Organist.

Novelle von E. Voges.

(Nachdruck verboten.)

Erst

Da kam mir der Gedanke, die Rolle meines Bruders zu spielen, der, wenn er gelebt hätte, jetzt an meiner Stelle für unseren Unterhalt gesorgt haben würde. Da entschloß mich, eine doppelte Existenz zu führen. Die Hälfte des Tages war ich Organist und gab außerordentlich Unterricht, in der anderen Hälfte war ich einfach Helene Willford, die arme Klavierlehrerin, und auf diese Weise gelang es mir, ein hinreichendes Auskommen zu erhalten.

Um meinen Verdienst zu erhöhen, ließ ich mein langes Haar abschneiden; meine Mutter und Schwester waren mehr darüber entsetzt, als ich selbst. Um ein Erkennen zu vermeiden, trug ich diese entstellende blonde Brille. Als ich in dieser Verkleidung die Stelle als Organist erhalten hatte, suchte ich nach einer intelligen, einsamen Wohnung, in der mein Einkommen nicht beachtet werden konnte. Hier, drei einfache Hofenwille entsprach ganz meinen Wünschen. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, Martha, fuhr das opferfreudige junge Mädchen fort, und war ein gärtlicher Blick auf die geliebte Mutter, daß ich hier im Hause die größten Sündenstücke zu befechtigen hatte. Meine Verkleidung erweckte stets im Herrn meine Mutter die traurigsten Erinnerungen, der die Wunden über den Verlust des Kindes sind noch immer nicht geheilt. Jedesmal, wenn von dem Organisten die Rede war, litt sie unsäglich, und darum dämmerte ich es so viel wie möglich, mit ihr über meine Tätigkeit zu sprechen. — Dein Gatte konnte unsere Familie in England; er mußte wissen, daß wir keinen Bruder hatten, und darum suchte ich eine Begegnung mit ihm, wie leicht hätte er sonst dem Warrer unseren Betrug aufdecken können!

Ich muß noch einen wichtigen Punkt hinzufügen, Lady Merlin,“ wandte ich, sich von ihrem Lager erhebend, und das ist nämlich das größte Opfer, was Helene für uns gebracht hat. Sie lebte in Reichthum und Ueberfluß in unserer Heimat, aber wenn sie nur gewollt hätte. Aber sie zog ein mühevolleres, arbeitsames Leben einer Heimat ohne Liebe vor, und leider lebte sie nicht den reichen Fremdling, der damals unser Eigentum erwarb.“

Als Martha alle Geheimnisse aufgedeckt hatte, daß sie die Freundin in ihre Arme, und die glücklichen Menschen blieben noch lange beisammen und besprachen Pläne für eine bessere Zukunft.

„Du mußt zuerst Deine Stelle als Organist aufgeben, wieviel Du nur ungen in der Kirche vermagst nicht,“ entschied Martha.

„Ganz bestimmt. Ich gebe ich alle Klavierstunden auf. Wie sollen wir aber so schnell einen Nachfolger als Organist finden?“

„Hans soll Dich auf kurze Zeit vertreten, natürlich nur so lange, bis wir nach England zurückkehren. Aber wie wunderbar! erst jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen, woher es kam, daß wir Dich nicht in der Kirche haben! Wie wird Hans sich freuen, wenn ich ihm diese Neuigkeit bringe.“

„Ist das denn, ich sage ihm natürlich Alles und habe gar kein Geheimnis vor ihm.“ und mit glücklichem Nachdenken auf dem Antlitz, nahm die Freundin Abschied aus der Hofenwille.

„Mutter,“ begann Helene, als sie am Abend dieses ereignisreichen Tages ihren gewohnten Platz zu den Füßen der alten Dame eingenommen hatte, ich habe Dir etwas zu sagen.“

„Was ist's, mein Kind, hoffentlich nichts Unangenehmes?“

„Nicht für mich und gewiß auch nicht für Dich oder Ida.“ versetzte das junge Mädchen erötend. Herr Schellenberg will heute noch kommen, um mit uns zu sprechen.“

Die letzte gesprochenen Worte und das beständige Erötend sprachen deutlicher als Worte es vermocht hätte, und Frau Willford, die die Reizung ihrer Tochter lange geahnt und großes Vertrauen in den Charakter des jungen Mannes setzte, küßte sie gärtlich, als sie ihr zuschickte.

„Werde glücklich mit dem Manne Deiner Wahl, mein geliebtes Kind. Du verdienst die Liebe des besten Gottes. Was sagst Du dazu, Ida?“

Statt jeder Antwort streckte die Kranke der Schwester ihre Hände entgegen und zog sie zu sich. Sie küßte sie unzusprechlich dankbar, daß jetzt alle Not vorüber und ein neues Leben für die schwache, geprüfte Familie beginnen werde.

Als am Abend der junge Herr von seiner Liebe zu Helene mit der Mutter gesprochen, ihre Einwilligung und ihren Segen zu dem Bunde erhalten hatte, war er nicht wenig erstaunt über den wunderbaren Glückswechsel im Leben seiner Geliebten. Zwar war er bitter enttäuscht; denn er hatte gehofft, mit rastlosem Eifer für Helene arbeiten zu dürfen, und jetzt war er eine reiche Witwe.

Nachdem Frau Willford sich zurückgezogen hatte, um sich nach den Aufregungen des Tages endlich Ruhe zu gönnen, deren sie dringend bedurfte, erzählte

Ida auf den Wunsch ihrer Schwester alle Einzelheiten von dem rätselhaften Verschwinden des kleinen Bruders vor ungefähr 16 Jahren, und Helene schilderte die aufsehende Technik mit ihr und dem jungen Manöver, den Herr Schellenberg damals selbst in der Gesellschaft kennen gelernt hatte.

„Wollen Sie mir die Lösung des Rätsels überlassen? Alles was ausgefragt werden kann, soll in kürzester Zeit geschehen.“ versicherte der Herr, bittend zu Ida hinüberblickend.

Beide Damen gaben ihre Zustimmung, und begannen nach dem nächsten Abschied.

Wochen waren vergangen. Frau Willford bewohnte mit ihren Töchtern eines der besten Hotels; sie wollte nicht eher in die alte Heimat zurückkehren, bis einige Veränderungen und alle Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen waren.

„Herr Schellenberg!“ meldete in diesem Augenblick der Kellner, und gleich darauf betrat der Agent das Gemach. Er begrüßte alle Anwesenden, dann flüsterte er leise seiner vor Glück strahlenden Braut ins Ohr: „Er ist unten im Speisezimmer.“ Dann wandte er sich an Frau Willford, die er bat, ihr einige wichtige Enthüllungen machen zu dürfen, und die alte Dame gab gern ihre Einwilligung.

„Ich muß 16 Jahre zurückgreifen.“ begann der Erzähler. „Da kam ein Mann mit Namen Enders nach England, denn er hatte von Diamanten und Juwelen von unschätzbarem Werte gehört, die sich im Besitz einer reichen begüterten Familie, die im südlichen England wohnte, befanden. Diesem Enders oder Braun oder Püniger hundert anderer verschiedenen Namen, war es ein Verlangen, mit seiner Frau das Vertrauen der Dienerschaft zu erwerben, so daß beide bald im Schloß bei der Bedienung standen. Er brachte auch bald in Erfahrung, daß die Herrin des Schloßes diese Arbeiterinnen nach dem Gebrauch in ihrem Arbeitszimmer aufbewahrte.“

Der Erzähler wartete nun auf eine günstige Gelegenheit. Nach einer Weile, als alle Bewohner des Schloßes im tiefen Schlaf lagen, schlich er leise in das ihm bekannte Zimmer, nahm die Juwelen an sich, und gerade im Begriff das Zimmer zu verlassen, sah er zu seinem Entsetzen den kleinen vierzehnjährigen Knaben vor sich stehen, der aus dem Schloß erlöst, sein Bettchen verlassen hatte und den Bewegungen des Glendens gefolgt war. Goltig ergriff der Schurz ein Mädchen des Kindes, warf es ihm über den Kopf, um es am Schreien zu verhindern, und es auf den

Arm nehmend, eilte er mit ihm so schnell wie möglich aus dem Schloß. Nach in derselben Nacht verließ das laubere Paar England, nachdem zuvor das verärrliche Kleidungsstück des Kindes in ein Gefäß zum Mühlendach geworfen war, um das Verbrechen auf eine falsche Spur zu leiten.

Die gestohlenen Kostbarkeiten brachten den Glenden seinen Segen. Auf dem Schiffe nach Kanada wurden dieselben von einem Mitreisenden geraubt und, von heftigen Gewissensbissen gequält, landete der unglückliche Mann in fremden Lande. Er konnte den Anblick des Kindes nicht mehr ertragen; es war ihm eine unerblickliche Last, und erwarnte ihn schließlich an seine große Schuld. Um sich seiner zu entledigen, setzte er es in Winnipeg aus, in der Hoffnung, das arme Mädchen sich den hilflosen Kleinen erbarmen würden. Er hatte sich nicht getraut, ein reicher Farmer, Herr Rod, nahm ihn auf, ließ ihm eine bezügliche Erziehung geben und vermachte ihm schließlich nach seinem Tode die Hälfte seines bedeutenden Vermögens.“

Alle diese Einzelheiten hatte Herr Schellenberg von einem Geschäftsfreunde aus Kanada erfahren, dessen redlichen Bemühungen es gelungen war, den Glenden aufzufinden und ihm das Geheißnis abzuverlangen.

Während dieses ausführlichen Berichtes hatte Frau Willford häufig die Farbe gewechselt; jetzt erhob sie sich heftig und verlangte ihren Sohn zu sehen. Helene hatte sie schon langsam auf diese unerwartete Freude

vorbereitet und von der Heiligkeit des jungen Herrn gesprochen, aber die Mutter hatte ein solches Glück nicht zu fassen vermocht.

Wald darauf schied sie ihren einzigen, langverlorenen Sohn wieder an ihr krummendes, bedecktes Herz; ihr Auge war nicht mehr voll von dem Wohlwollen, sondern von Tränen, und sie wollte ihren Liebling nicht wieder aus den Armen lassen, den sie schon seit 16 Jahren beweihe hatte.

Es war eine glänzende Gegend, die nach einigen Monaten in England geleitet wurde, Glück und Zufriedenheit, leuchteten aus Helens Augen, als sie am Arm ihres Gatten nach der feierlichen Handlung des Gottesdienstes verließ. Unter den Gästen befanden sich auch Lord und Lady Merlin, die jetzt ein glückliches Leben in England führten, auch Edmund Normann, der Better des Erzorganisten, der mit Lord Willford enge Freundschaft geschlossen hatte.

Da hatte an der kirchlichen Feier keinen Anteil nehmen können. Sie lag mit geträuteten Händen auf ihrem Kissen und weinte Tränen des Glückes und der Freude, als sie an das Los ihrer Schwester dachte, mit der sie treulich alles Leid und alle Freude geteilt hatte.

Dr. Hartung lebte in dem Glücke seiner Kinder von Neuem auf. Er versetzt jetzt gern und häufig mit seinem alten Freund, dem Agenten Schellenberg, der, nachdem ihn sein Sohn verlassen, das Geld allein weiter führen muß. Er arbeitet emtiger und

vorplaner wie früher, so daß er es bald zu einer guten Stelle emporbringt.

Der alte Herr Hartung verlebte oft im Vertrauen seinem Bruder, er mußte fortan mit der Wahl seiner Organisten vorsichtig sein, da die beiden letzten ihn doch arg betrogen hätten. Er engagierte einen alten, grauhaarigen Mann, von dem er nichts mehr zu fürchten hatte.

Die strenge, feine Marie hatte noch eine stürmische Unterredung mit ihrer Schwester Hedwig, in der ein gewisser unterthäniger Brief das Hauptthema bildete. Sie verließ bald darauf das Haus ihres Vaters und fand in einem Asyl für weibliche Gefangene als Aufsichterin Beschäftigung, wo ihr schmerzliches Auge und ihre finsternen Pläne besser am Platz waren.

Ida, Martina und Elia Raube fanden bald ihr Glück in einer eigenen Hauswirtschaft; Eritere heiratete bald einen alten Witwer, dem sie die letzten Lebensjahre erarbeitete; Elia einen jungen Arzt, dessen Reize für die junge Götlin hauptsächlich in der Phylisität bestanden, die er mit dem Agenten Schellenberg hatte, den sie einst liebte.

Frau Willford lebte noch lange Jahre heiter und glücklich im Glücke ihrer Kinder. Gerne nahm sie ihre Enkel, zwei prächtige, rotwangige Ruben, auf ihren Schoß und erzählte ihnen von dem Organisten in der Hofenwille — eine Geschichte, welche die Kleinen nicht oft genug hören konnten.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

1. März.

1701: Breitinger, Meibitzer, geb. (Büch), 1809: Chepur, geb. (Gelajon bei Wardeau), 1834: Charlot, Bolter, Schupfeler, geb. (Köln), 1847: Georg Ebers, Schriftsteller, geb. (Berlin), 1869: Karmann, (Hann. Lüneb.), 1871: Einzug der Deutschen in Paris, 1900: Entzug von Radysmith im südafrikanischen Kriege.

Aus der Reichshauptstadt.

Hs. Berlin, 26. Febr.

Über zwei Millionen verbrannt. — Beim Reichsfest.

Über zwei Millionen Mark verbrannt und doch hat Niemand Schaden gelitten! Es war vor einigen Tagen, da ich als neugeborener Reichsschuldenfunktionsarius aus meinem friedlichen Heim bei den Josephskloster hinaus wanderte in die Brandenburgerstraße, um die erste Tätigkeit als Mitglied der Reichsschuldenkommission zu vollziehen. Die Verbranntung von Millionen mußte vorgenommen werden; hierzu hat neben den Beamten der Reichstagskommission, gelangt, fand sich ein ganzer Stoß von 50, 20 und 5 Markfaktoren im Gesamtstapel von 2.153.920 Mark, die alle dem Verbranntungsstoß überliefert werden sollten. Zeils eingelöste Reichsschuldencheine, teils zum Umlauf eingezogene, waren in hübschen Bündchen zu je 100 aufgebunden. Bereits hatten Beamte der Reichsschuldenverwaltung diese genau gezählt, zusammengebunden und geteilt; nur galt es, die letzte Kontrolle vorzunehmen. Reich wurde die Zahl der Bündchen — wie nahe zusammen geben doch 5000 Mark! — festgestellt; alles stimmte mit den vorgelegten Tabellen. Nun galt es, einige Stichproben zu machen; ich ließ mir eine Anzahl der Bündchen nach freiem Ermessen reichen. Reich wurden Siegel und Bindfaden gelöst, und nun zeigte ein Beamter mir die einzelnen Scheine vor. Jeder dieser der Verbranntung gewichen Scheine ist bereits unbrauchbar gemacht; links und rechts ist er durchlöcher und hat einen Auschnitt in der Größe eines 3 Markfaktors. Die reiche Zahlung wird hierdurch etwas aufgehoben und ersichert. Schon bei der zweiten Stichprobe glaubte ich einen Fund gemacht zu haben: die Zahl stimmte nicht! Der Beamte war verdächtig! Mir nachmalig anfangen! Wieder fehlten zwei Fünftelmilione; erst die dritte Zahlung ergab volle Uebereinstimmung. Mein Gewissen war beruhigt, und ich konnte die Proben für beendet erklären! Jetzt fand der feierliche Akt der Verbranntung statt; am Ende des Zimmers findet sich der Schacht. In einer Tiefe von

3-4 Meter brennt tüchtig ein Strohfeuer, wie wenn es sich bewußt sein würde, welche Millionenstapel ihm überreicht. In weniger als zwei Minuten war der gesamte Vorrat dem verderblichen Feuer überliefert; eine feierliche Zeit! Jede Minute 1 Million, und ich verließ das „Verbranntungszimmer“ mit dem Gedanken: „So vergeht alle Herrlichkeit der Welt!“

Diesen Spruch müssen sich selbst „die von Bülow“ vor Augen halten, wenn sie auch auf ein langes Abnengungsdauer zurückblicken können. In dieser Woche fand nämlich der Familientag derer von Bülow statt. Es sind jetzt 750 Jahre seit der ersten urkundlichen Erwähnung der Familie von Bülow verstrichen. Auf diese Tatsache hatte der Vorige des Familienverbandes, Reichsfürst Graf Bernhard von Bülow, auf dem vorjährigen, am 7. Juni zu Doberan abgehaltenen Familientage hingewiesen. Im Jahre 1154 sind die von Bülow in einer Mayburger Urkunde zum ersten Male genannt. Graf von Bülow gebachte zugleich der langen Reihe hervorragender Generale, ausgezeichneter Beamten, tüchtiger Vamdire und gottbegnadeter Künstler, die das von Bülowe Geldstück in den sieben und einem halben Jahrhundert hergebrachte haben; die Familie ist stolz darauf, daß kein anderes deutsches Adelsgeschlecht dem Vaterlande so viele Offiziere lieferte, sie ist stolz auf die Ritter von Weik, die aus ihr hervorgegangen seien. Daß dies auch fürderhin so bleibe, dazu müsse jeder Bülow stets dem Worte nachleben, das auf dem alten Familienbuche vom Jahre 1780 steht:

„Der ist nicht flugs ein Edelmann, Der geboren ist aus großem Stamm; Der der Geld und Reichtum hat, Und tut doch keine reibliche Tat. Die Tugend und die Gütlichkeit Abelt den Menschen allezeit.“

Zahlreiche Vertreter der Bülowe fanden sich auch heute wieder ein. Der Reichsfürst an der Spitze.

Einen anderen „Familientag“ hatte der Reichsfürst am Mittwoch Abend in seinem Palais; es fand ein „parlamentarischer Abend“ statt. In der letzten Woche fand sich in meiner Affenstunde eine Einladung folgenden Inhalts: „Der Reichsfürst bittet Herrn . . . am 24. Februar den Abend bei ihm zubringen zu wollen, von 9 Uhr an.“ Und mit mir erhielten Tausende und Hunderte diese Einladung, und über 600 folgten derselben. Beim Empfang der Gäste hatten Graf und Gräfin Bülow für jeden ein freundliches Wort. Diesmal war die Gräfin nicht von ihrer Mutter Donna Laura Minobetti unterstützt, die wie sie in der Unterhaltung gleichfalls die Schlußrolle nach Tausen zu erweisen vermag. Die Gäste des berühmten ehemaligen italienischen Staatsmannes ist vor einiger Zeit bereits über die Alpen

zurückgekehrt. Österreichischer Legationsrat Dr. Gaudmann, Legationsrat Esterhazy und Legationssekretär Graf Viktor zu Eulenburg, der nun die Kaiserliche Hofkammer abgelegt hat und in die diplomatische Laufbahn eintritt, waren den zahlreicher als je anwesenden Gästen bei der Orientierung behilflich. Die Reichsminister, sowie die preussischen Ministerien, waren zum Teil durch ihre Oberen vertreten. Der Präsident des Reichstags, Graf Ballochren, und Graf Stolberg, der erste Vizepräsident, erschienen mit einer ungemessenen Anzahl von Reichstagsabgeordneten. Ebenso waren Herr von Kröcher und Justizrat Krause, Präsident und zweiter Vizepräsident des preussischen Abgeordnetenhauses, anwesend. Die Wissenschaft wurde unter anderem durch den Rektor der Universität Berlin, Freiherrn von Richthofen, sowie die Professoren Darnod, Schmoller und Adolf Wagner vertreten. Ernst von Willenbruch und Karl Lindau repräsentierten unter anderem die Literatur. Neben dem Oberbürgermeister Strömer bemerkte man eine Anzahl Spitzen der hiesigen Finance: Herrn Geheimen Kommerzienrat von Wendelschloß-Bartholdy, Herrn Franz von Wendelschloß, Herrn Geheimrat Schüller von der Disconto-Gesellschaft, Herrn Kommerzienrat Koch von der Deutschen Bank, Herrn Generalmajor Schenck, Herrn Rittmeister, Herrn Generalmajor der Bundesregierung, glänzende Uniformen der Armee und Marine gestalteten das gesellschaftliche Bild farbig und mannigfaltig. Rührender Geheimrat Legationsrat Dr. v. Schwarzenberg, Geheimrat Dr. Boller, Reichsbankpräsident Dr. Koch, der neue Armeebischof Bollnow, befanden sich ebenfalls in der Gesellschaft. Die Presse war sehr gut vertreten. Der Reichsfürst selbst unterhielt sich lange Zeit mit dem Vorkenden der Budgetkommission des Reichstags und des Abgeordnetenhauses in ansehnlicher Weise. Stark in Anspruch genommen waren der Ehrenbühnenminister Bude und der Staatssekretär Graf Pototsky; diesen umarmten heute nicht bloß Sozialpolitiker; er hatte eine höhere Korona als mandmal im Reichstage. — Einen besonderen Anziehungspunkt für die Gäste bildete, wie in früheren Jahren, das künstlerisch vollendet dekorierte und inhaltlich jede Prüfung bestehende Reichsbücherei-Museum. Andere Vorleser, die Beamten, Bier- und Zigarren-Restauranten, waren so glücklich verteilt, daß der des Ortes ständige Umher der Freigebigkeit des Büros loben konnte. Ein Mann besonders, dessen einzige Arbeitszimmer des Reichsfürstens und jenseits allfälliger Speisezimmer der Familie Bülowe, wurde auch wieder gern aufgesucht, dem offiziellen Gedächtnis oben zu entgegen. Und nun entwickelte sich das reiche „parlamentarische Volksfest“ mit seinen Gedränge und Gewoge; sehr interessierte Gruppen bildeten sich. In einer Ecke sammelten sich Sozialpolitiker, in einer anderen drückten sich Abgeordnete die Hand, die noch